Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 24 (1930)
Heft: 9

Artikel: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben [Fortsetzung]
Autor: Hodler, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926273

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aber was tat Albert Schweitzer? Als er 35 Jahre alt wurde, setzte er sich wieder auf die Schulbank und wurde Student. Er wollte Arzt werden. Er lernte alles, was ein Arzt wissen muß: den Bau des menschlichen Körpers, wie seine Organe so wunderbar zusammen arbeiten, wie die Organe erkranken, welche Heilmittel gegen die Krankheiten man kennt und wie man sie anwendet, und er nahm auch das Messer zur Hand und lernte Kranke operieren. Das alles erlernte er neben seiner sonstigen Arbeit. Tag und Nacht arbeitete er. Denn was sich Albert Schweitzer einmal vorgenommen hatte, das führte er auch aus. Nach acht Jahren war er Arzt.

Und wozu das alles? War ihm sein Amt als Professor verleidet oder hatte er keine Freude mehr am Orgelspiel? Oder war er so ehrgeizig, daß er noch höher hinauf wollte? Nein, er wurde Arzt, um seinen Mitmenschen, den Negern in Afrika, helfen und dienen zu können. Von Missionaren hatte er vernommen, daß dort fast keine Aerzte seien. Und doch haben auch die Neger allerlei Krankheiten wie wir. Sie müssen oft furchtbar leiden, weil ihnen niemand hilft. Unter großen Qualen müssen sie sterben. Ganze Dörfer sterben aus, und große Stämme schmelzen zusammen. Dazu bringen die Europäer Schnaps nach Afrika; die Neger genießen unmäßig davon und gehen daran zugrunde. Albert Schweitzer sagte sich: Wir kennen viele Krankheiten und können sie heilen. Es ist unsere Pflicht, auch den Negern zu helfen; denn sie sind auch Menschen; sie sind gleich wie der arme Lazarus, und wir sind gleich wie der reiche Mann. Oder die Neger sind gleich dem Manne, der halbtot am Wege liegt, und wir sollen die barmherzigen Samariter sein. Darum sollen Aerzte freiwillig nach Afrika gehen; man muß dort Spitäler bauen und die Neger behandeln, wie es bei uns geschieht.

Weil ihm das Elend der Neger zu Herzen ging, wurde Albert Schweitzer Arzt. Er selbst wollte nach Afrika gehen, um den Negern zu dienen. Er fragte nicht zuerst: Ja, was bekomme ich für einen Lohn? Wer bezahlt mich? Es trieb ihn dazu, wie es einst Jesus getrieben hatte, das Volk zu lehren. Aber noch fehlte etwas — Geld — viel Geld. Er mußte doch die Reise bezahlen; er mußte Arzneimittel, Verbandstoffe, Instrumente, Kleider, Lebensmittel mitnehmen. Woher das Geld nehmen? Albert Schweitzer wußte bald Rat. Er reiste von Stadt zu Stadt, von Land zu Land und gab überall Orgelkonzerte; das brachte Geld. Dann bat er seine vielen Freunde und Bekannten um Beiträge. Von allen Seiten floß ihm Geld zu; endlich war so viel beisammen, daß er seinen Plan ausführen konnte.

Nachdem er alles Notwendige eingekauft und in 70 Kisten verpackt hatte, verließ er seine Heimat und sein Amt, nahm Abschied von seinen Lieben und reiste mit seiner Frau in das ferne, unbekannte Land. Die Reise ging zuerst per Bahn nach Bordeaux, dann per Schiff südwärts, an Spanien und Portugal vorbei nach der Insel Teneriffa, der Westküste von Afrika entlang bis zum Kap Lopez. Dort ergießt sich der Ogowe, ein 1200 Kilometer langer Strom, in das Meer. Im Unterlauf ist dieser Strom etwa 2 Kilometer breit und spaltet sich in viele Arme. Von Cap Lopez fuhr Albert Schweitzer in einem Flußboot den Strom hinauf und kam nach zwei Tagen an seinen Wirkungsort, Lambarene. Dort war eine Missionsstation. Die Gesellschaft hatte ihm erlaubt, eines der Häuser zu benützen und auf ihrem Boden ein Spital zu errichten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Unterhaltung

Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben.

Von E. Hodler. (Fortsetzung.)

Am Tage, nachdem der Vater seinen Kindern seine Absicht, sich zu verheiraten, angekündigt hatte, wurde der fünfjährige Moritz von der Tante schon vor Tagesanbruch aufgeweckt. Er war noch ganz schlaftrunken, aber die Tante seifte ihn ein und wusch, rieb, bürstete, riegelte und striegelte ihn, bis er völlig wach war und sein kleines Köpfchen wie ein Spiegel erglänzte. Dann wurde der ganze Junge in ein bocksteifes Hemdchen, in bocksteife Höschen und dito Wämschen gesteckt. Den Hals preßte sie ihm in einen breiten Kragen, der durch die Stärke so hart geworden war wie ein hölzernes Brett. Den Hauptschmuck aber bildete ein unbiegsamer Strohhut, dessen Krone ihm bis zu den Augen herunterrutschte, so daß der arme Junge genötigt war zu schielen, wenn er etwas sehen wollte. An die Füße zog sie ihm nagelneue Lederstiefel, die nur allzusehr aufs Wachsen berechnet waren, und eher kleinen Wasserbooten glichen, als einem menschlichen Kleidungsstücke.

Solchergestalt ausstaffiert war der Junge jeder freien Bewegung seiner Glieder beraubt, was in den Augen seiner Tante ein großer Vorzug war. Sie hob ihn jetzt auf einen Stuhl und seufzte erleichtert: „Gottlob, jetzt hält's wieder ein Weilchen."

Diese Toilettenoperation mußte der Knabe in ihrer peinlichen Gründlichkeit jeden Sonntag in aller heiligen Morgenfrühe erleiden; aber noch nie war die Tante mit solcher Energie zu Werke gegangen, wie heute. Am Sonntag war der arme Junge nicht zu seiner eigenen Freude auf der Welt, sondern zur Augenweide und Unterhaltung einiger alten Dorfbasen, die sich regelmäßig nachmittags zum Kaffee einfanden und dem Kleinen durch ihr Kosen, Drücken und Schmatzen, durch ihr Examinieren, Kritisieren und Moralisieren die Lust am Dasein verleideten.

So saß auch heute der arme Junge resigniert auf seinem Stuhl und die Tante ging in Hausgeschäften ab und zu und hatte dabei ein scharfes Auge auf ihn. Der Tag verging unendlich langweilig, denn Moritz entbehrte seine Schwester, die ihm unter solchen Umständen die Zeit durch Märchenerzählen zu verkürzen pflegte. Luise hatte den Vater zur Hochzeit begleiten dürfen. Am Abend nahm die Tante ihr Strickzeug und setzte sich Moritz gegenüber. Sie hatte heute gefegt und geputzt, gesotten, gebacken und gebraten und wollte nun in aller Gemütsruhe die Ankunft ihres Bruders und seiner ihm heute angetrauten Gattin erwarten.

Plötzlich wurde die Türe heftig aufgerissen und wie ein Wirbelwind stürmte ein großer Knabe herein, stürzte auf Moritz zu und schrie:

„Ist das Disziplin! Warum hockst Du da wie eine gepanzerte Schildkrott? Willst Du Ordre parieren? Du hast Dich auf dem Exerzierplatz zu stellen. Willst Du antworten? Entoder weder!"

Moritz blickte den Störefried traurig an, antwortete aber nichts und die Tante hatte vor Entrüstung die Sprache verloren. Der Junge — des reichen Grubersepps Gustav, der im Nachbarhause wohnte — fuhr unverfroren fort:

„Was ist denn los, hast Du Dein Maul verloren? Rühr' Dich vom Platz, die andern sind alle versammelt und der Rummel kann losgehen, sobald Du mit Deiner Trommel anrückst. Vorrrwärrrts! Marrrsch!"

„Ich darf nicht," flüsterte Moritz.

„Warum nicht?" schrie Gustav.

„Wegen der Tante."

„Das sind Schneckentänze, da haben Weiber nichts zu befehlen. Laß es rücken, tritt an, entweder oder!"

Die Tante fuhr auf, das Maß war voll. Ehe sie aber ein Wort hervorbringen konnte, hatte sich Gustav zur Türe hinausgedrückt. Keuchend trat sie vor Moritz und sagte:

„Wenn Du mit diesem Bengel noch einmal herumschlingelst — so — so — so — sollst Du es kriegen, das sage ich Dir! Aber gewiß!"

„Tante," sagte der Kleine, der mit dem wunderbaren Instinkt der Kinder herausfühlte, daß er durch Eingehen in die Stimmung der Tante und gelindes Blasen in die Zornesgluten ihres Gemütes sich dieses versöhnlicher stimmen werde, „Tante, wenn Du wüßtest, was der Gustav für ein abscheulichr Junge ist. Weißt Du, was er über Dich gesagt hat? Es ist etwas so Böses, daß ich es Dir nicht sagen darf. — Oder wohl, ich will es Dir doch sagen. Er hat gesagt, Du wärest ein alter Höllenbraten. Denk', Tante, das hat er gesagt. Und eine neue Meisterin stehe dem Schulhaus gut an und Du habest bald hier nichts mehr zu befehlen. Denk' Tante, das hat er gesagt, denk' Tante."

Wie durch einen Zauberschlag war bei diesen Worten der Zorn der Tante verraucht. Sie bekam einen heftigen Schnupfenanfall, trat ans Fenster und fuhr sich lange mit ihrem Tuch im Gesicht herum. Dabei wischte sie sich verstohlenerweise die Augen ab. Gedämpft klang es endlich unter dem Tuch hervor:

„Ja, ja, das Schulhaus bekommt eine neue Meisterin, man sieht, daß ich nichts mehr zu bedeuten habe. — Moritzli, ich habe nur einen Wunsch — Gott ist mein Zeuge, daß ich wünsche, Du mögest nie die Zeit erleben, wo Du wieder unter dem Regiment der alten Tante sein möchtest. Das ist mein einziger Wunsch, aber gewiß! Wenn Du unter der neuen Regierung glücklich bist, Moritzli, dann bin ich es auch — aber gewiß!"

Hier wandte sie sich um und sah den Knaben an und es zeigte sich, daß sie einen ganz argen Schnupfen hatte, denn ihre Augen waren stark gerötet und flossen über.

Etwas in ihrem Blick oder in ihrer Stimme rührte des Knaben Herz. Er schlang plötzlich seine Aermchen um ihren Hals und küßte sie zärtlich. Und die alte Tante preßte die kleine Gestalt an sich und der Knabe fühlte einen heißen Tropfen auf seinen Scheitel fallen. Erstaunt blickte er auf, er hatte seine Tante noch nie weinen gesehen. Und sie weinte auch jetzt nicht, Gott bewahre! Sie befreite sich rasch von

den Klammern seiner Aermchen, barg ihre roten Augen unter der großen Brille und ergriff ihren Strickstrumpf. Kaum hatte sie aber ein paar Maschen gestrickt, so warf sie ihn beiseite und schoß zum Zimmer hinaus. Es dauerte eine Weile, bis sie wieder kam mit einem großen Stück Kuchen, das sie Moritz in die Hand drückte. Während Moritz seinen Kuchen aß, starrte er seine Tante unverwandt an und deshalb sagte diese in ihrer kurzen, trockenen Weise zu ihm:

„Willst Du mich etwa abmalen?"

„Nein, Tante."

„So glotz' mich nicht immer so an."

„Tante, Du hast drum ein Gesicht wie der Lehmboden in Gruberseppes Tenne."

„So — wie hat denn der Lehmboden ein Gesicht?"

Moritz lachte. „Der hat kein Gesicht, aber Deines ist auch so gelb-grau und voller Rümpfe."

„Das muß ich sagen, aber gewiß! Ich bin also nicht schön?"

„O doch, Tante Anna, Du bist schön. Und mit der großen Brille bist Du die Allerschönste auf der ganzen Welt. Und Deine Haut ist so hübsch rumpfig und hart wie Baumrinde."

„Du machst ein hübsches Bild von mir, aber gewiß! Solche Runzeln und Rümpfe, wie Du's nennst, findet man sonst im allgemeinen häßlich."

„Ja, Tante Anna, manchmal bist Du auch ein klein bißchen häßlich, aber nur ein ganz kleines, kleines bißchen."

Die Tante mußte lachen. Sie wollte den Knaben auf ihren Schoß heben, der aber wehrte sich energisch dagegen.

„Große Buben sitzen den Frauen nicht auf den Schoß."

„Du bist ja nur ein kleiner Bub."

„Haben kleine Buben Uhren? Ich bin groß, denn der Vater bringt mir heute eine Uhr, er hat es mir versprochen. Dann bin ich ein Herr und heirate die Mutter."

„Ach Kind, Du weißt nicht, was Du sagst. Stecke jetzt Dein Näschen in ein Bilderbuch und studiere drin."

Moritz gehorchte, aber er wurde bald müde, immer die nämlichen, wohlbekannten Bilder zu betrachten. Seine Augen erhoben sich von den Blättern und guckten wieder seine Tante an, weil diese heute ganz anders aussah, als gewöhnlich. Der Tante Gesicht wurde immer undeutlicher und nahm riesige Dimensionen an. Zuletzt verwandelte es sich gar in den Kopf eines Elephanten, der ihn mit seinem Rüssel packte und auf seinen Rücken hob. Moritz wollte schreien, aber er konnte nicht.

„Das ist mein Moritzli, mein Herzkäferli, schau Liebste, wie hübsch er ist, wenn er schläft," so sagte der Elephant und seine Stimme klang so bekannt, daß Moritz die Augen aufschlug. Und siehe, statt auf dem Rücken des Elephanten lag er in seines Vaters Armen und vor ihm stand eine geputzte Frau und schaute ihn kalt an. Der Vater bot des Kindes Wange dieser Frau zum Kusse hin; aber mit einem Gemisch von Trotz und Schüchternheit, wie es Kindern oft eigen ist, wandte Moritz sein Köpfchen weg und wehrte den Kuß mit der Hand ab. Der Vater wurde unwillig, aber die Tante sagte begütigend:

„Er ist müde vom langen Aufbleiben. Komm, Moritzli, ich will Dich zu Bett bringen."

„Nicht, bevor er der Mutter einen Kuß gegeben hat," befahl der Vater. „Moritz, Du weißt, daß ich Gehorsam verlange."

Aber der arme Kleine hatte sich so in seinen Trotz verstrickt, daß er keinen Ausweg mehr fand.

„Ich mag keinen erzwungenen Kuß," sagte die neue Mutter. „Laß ihn zu Bett gehen, er scheint ein verzogenes Früchtchen zu sein und verzogene Kinder lieb' ich nicht."

„Er ist sonst das beste Kind von der Welt, aber jetzt ist er müde," begütigte die Tante abermals.

„Er weiß, daß er gehorchen soll," sagte der Vater ernst. „Er ist mein gehorsamer Moritz und wird jetzt sofort seiner lieben Mutter einen Kuß geben."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Gehörlosen

Ein gehörloser Leser unseres Blattes bittet, das folgende, selbstverfaßte Gedicht aufzunehmen; er wolle gern dafür bezahlen. Von letzterem ist natürlich keine Rede und das Gedicht wird abgedruckt als Beispiel, wie der Frühling auch in den Herzen Gehörloser wärmere Gefühle, erhöhte Lebensfreude und Begeisterung erweckt, die sich bis zu innerem Singsang steigert!

1. Osterglocken! Frühlingswerden!
Herz, wach' auf, staun' es an,
Was ein Gott in seiner Allmacht
Uns zuliebe hat getan.